

Reaktion in der Wahrnehmung, die dann ein Wahrnehmungsurteil herbeiführt. Die drei Arten von Hypoikonen wurden schon erwähnt. – Von den übrigen Ikonizitäts-Beiträgen sei noch der *Jappys* erwähnt, der die Brücke schlägt zu zeitgenössischen Ikonismustheorien, die sich fast alle Jakobsons Peirce-Anleihe verdanken. – Es schließen sich noch drei zunehmend abgeleitete (aber nicht deshalb uninteressante) semiotische Problemereiche an: Ästhetik, linguistische Philosophie und Hermeneutik. Der ästhetische Bereich ist weit gespannt von literarischer Narrativität, über Photographie bis zur Musik (der schon erwähnte Howard). Ohne hier in Details gehen zu können, ist eine Beschreibung der Lösungen wenig hilfreich. *Svend Erik Larsen*, um nur einen zu erwähnen, versucht eine (allerdings allzu knappe und unergiebig) „transatlantische“ Auseinandersetzung, über dem literarischen Beispiel zweier Figuren aus shakespeareanischen Dramen, zwischen der Semionarratologie Greimas' und der literarisch angewandten Semiotik Peirces. – Dieselbe Auseinandersetzung beherrscht auch den nächsten Problemereich der linguistischen Philosophie. *Ellen van Wolde* [399–349] erweitert ihre Perspektive, gegenüber einem schon früher publizierten Artikel zu Greimas und Peirce, auf den europäischen Strukturalismus. Sie muß bei diesem großen Überblick allerdings so sehr im Allgemeinen verbleiben, als daß es ihr dann noch gelingen könnte, etwas Falsches zu sagen. *Jørgen Dines Johansen* hingegen versucht einen Vergleich lediglich zwischen Saussure, Hjelmlev und Peirce, wo die Zeichen-Tridadien als Ereignis auslegbar wird und so auch weiter ist als die Hjelmlevsche Zeichentheorie. *Susan Petrilli* und *Augusto Pozzio* bieten ein sehr interessantes Aperçu der mittelalterlichen Semiotik des Petrus Hispanus' Tractatus oder Summule logicales, der auch Peirce bekannt war. – *Daube-Schackat* eröffnet mit seinem Beitrag den letzten Problemereich Hermeneutik, der nicht zuletzt durch Apels Peircerezeption (dazu vor allem Freundschaftsbeitrag) und seit deren Übersetzung durch die angelsächsische Debatte ins breitere Bewußtsein gerückt ist. Letztere Debatte schlägt sich in *Olshevskys* Gegenüberstellung von Gadamer und Peirce nieder, während Daube-Schackat schon in seiner Dissertation der größer-als-vermutbaren Verwandtschaft zu Husserl nachgegangen ist.

Dieses Buch signalisiert das Ende der Morris'schen Ansicht, die Peirces Zeichentheorie als Erbin einer ganzen philosophischen Tradition einschätzt und gleichzeitig den radikalen Umbruch im Zeichenverständnis zu übersehen geneigt war. Allgemein kann man dem Band bescheinigen, daß er, bis auf streckenweise Ausnahmen, recht sorgfältig gemacht wurde und wenig sinnstörende Fehler enthält (auf S. 13, wie auch anderswo, stimmen Referenz und Bibliographie nicht überein, z. B.). Wünschenswert wäre gewesen (auf Kosten der Fotokopierbarkeit allerdings!), die redundanten Bibliographien der einzelnen Artikel in einer globalen zusammenzuführen. Ferner wird leider nicht bei allen Autoren der Brauch durchgehalten, die Collected Papers mit Jahreszahl oder Werk zu zitieren. J. EHRT S. J.

SIEG, ULRICH, *Aufstieg und Niedergang des Marburger Neukantianismus*. Die Geschichte einer philosophischen Schulgemeinschaft (Studien und Materialien zum Neukantianismus 4). Würzburg: Königshausen & Neumann 1994. 582 S.

Das Ziel der vorliegenden Studie ist eine „historische Gesamtdarstellung des Marburger Neukantianismus“ (ebd.), welche die Zeit von 1866 bis 1918 umfaßt. Ein besonderes Augenmerk richtet der Autor dabei auf die lokale Universitätsgeschichte und rückt in diesem Zusammenhang Professorengehaltungen in den Blick, denen man bislang nur wenig Interesse entgegengebracht hat, die aber „als Zeitgenossen und Gegenspieler für das Verständnis des Marburger Neukantianismus unentbehrlich“ (18) sind. Außerdem setzt er sich auch „die Aufarbeitung des spezifisch jüdischen Anteils in der Geschichte des Marburger Neukantianismus“ (21) zum Ziel. – Die Untersuchung beginnt mit Ausführungen über die Entstehung und Etablierung der neukantianischen Philosophie in Marburg (25–123). Daran schließt sich ein umfangreicher Teil über die Blüte und Krise des Marburger Neukantianismus (125–355) an. Schließlich werden Niedergang und Ende des Marburger Neukantianismus beschrieben (357–469). – Die wichtigsten Resultate der Untersuchung lassen sich so zusammenfassen:

Nach dem Zusammenbruch des Idealismus geriet die Philosophie in eine tiefgehende

Identitätskrise, der die nachhegelsche Philosophie in zweifacher Weise zu begegnen suchte. Zum einen betrieb man Ideengeschichtsschreibung im Geist des Historismus, zum anderen Erkenntniskritik in Anknüpfung an Kant. Im letzteren Sinne engagierte sich F. A. Lange, der Vater des Marburger Neukantianismus, der als akademischer Außenseiter im Reaktionszeitalter keine Berufung an eine deutsche Universität erlangen konnte, sondern diese ebenso wie Cohen dem liberalen Ministerium Falk verdankte. Was Lange und Cohen neben dem Rekurs auf Kant verband, war ein leidenschaftliches sozialpolitisches Engagement sowie das Bekenntnis zum Monotheismus trotz unterschiedlicher Religionszugehörigkeit. Denkerisch waren sie von unterschiedlichem Naturell. Lange ging von einem skeptisch-induktivem Philosophieverständnis aus, während Cohen einen systematisch-deduktiven Philosophiebegriff vertrat. – Entscheidend für die Institutionalisierung des Neukantianismus in Marburg war die Tatsache, daß Lange gegen antijüdische Reserven in der Fakultät dem jüdischen Philosophen Cohen zu einem erfolgreichen Start seiner akademischen Karriere in Marburg verhalf und daß Cohen bereits in den 80er Jahren mit seiner Abhandlung über ‚Das Prinzip der Infinitesimalmethode‘ und mit der zweiten Auflage von ‚Kants Theorie der Erfahrung‘ die Grundlage für das Denken der Marburger Schule legte, das sich im Gegensatz zu anderen philosophischen Schulen durch eine „innere Kohärenz der philosophischen Ansichten“ (473) auszeichnete. Denn im Zentrum der Schuldoktrin stand bei den Marburgern das Bekenntnis zur transzendentalen Methode, und der Lehrkanon umfaßte im wesentlichen die Schriften von Platon, Descartes, Leibniz und Kant sowie die klassischen Texte der mathematischen Naturwissenschaft von Galilei, Kepler und Newton.

Zur Schulbildung im eigentlichen Sinne kam es erst in den 90er Jahren, als Natorp das zweite philosophische Ordinariat an der Universität Marburg übernahm. Um die Jahrhundertwende hatte sich die Universitätsstadt an der Lahn den Ruf eines ‚Mekkas kontinentaler Philosophie‘ (Nipperdey) erworben, das begabte junge Philosophen – man denke nur an N. Hartmann und E. Cassirer – anzog. Der Erfolg der Marburger Schule war „nicht zuletzt in der ungewöhnlichen Arbeitsteilung der Protagonisten begründet“ (ebd.). Cohen konzentrierte sich, weitgehend unbeteiligt von den Alltagspflichtungen, auf die philosophische Grundlagenforschung, während Natorp für den von ihm hochverehrten Cohen die universitären und hochschulpolitischen Aufgaben erledigte. Trotz aller äußerlich zur Schau gestellten Einheit hatten die beiden Marburger Ordinarien aber ein durchaus „unterschiedliches persönliches und philosophische Naturell“ (474). Bei Natorp zeigte sich bereits früh eine Neigung zum Pantheismus. Damit war eine Spannung zu Cohen, der einen strengen Theismus vertrat, vorprogrammiert. Im Laufe der Denkentwicklung Cohens und Natorps trat diese Differenz deutlich zutage. Denn Cohen wurde immer mehr zu einem bekennenden Juden und entwickelte eine große Abneigung gegenüber dem Pantheismus, während Natorp sich „im Umfeld der Jugendbewegung verstärkt mit lebensphilosophischen und mystischen Gedanken beschäftigt(e)“ (ebd.). Die Differenz zwischen Cohen und Natorp schlägt sich auch in deren Werk nieder. Cohen publizierte sukzessiv seit dem Jahre 1902 sein ‚System der Philosophie‘. Der erste Band, die ‚Logik der reinen Erkenntnis‘, entwickelte „auf der Grundlage der Kantischen Erkenntniskritik eine idealistische Erkenntnislogik“ (ebd.), die nicht nur wegen ihrer gedanklichen Radikalität, sondern auch wegen ihrer kryptischen Sprachgestalt in der Gelehrtenwelt auf eine geringe Resonanz stieß. Selbst Natorp konnte Cohen nicht folgen, da er die ‚synthetische Einheit‘ und nicht etwa das ‚Urteil des Ursprungs‘ für das Zentrum der Logik hielt, verzichtete aber aus Loyalität gegenüber Cohen auf die Veröffentlichung seiner abweichenden Ansichten. Eine günstigere Aufnahme fand der zweite Band, die ‚Ethik des reinen Willens‘, die die Rechtswissenschaft als Mathematik der Geisteswissenschaften zu erweisen suchte und ungeachtet ihres „Dilettantismus in streng juristischen Fragen“ (351) einen nachhaltigen Einfluß auf die juristische Grundlagendiskussion ausübte. Dem dritten Band, der ‚Ästhetik des reinen Gefühls‘ mangelte es hingegen an gedanklicher Strenge, da die ästhetische Erkenntnis von Cohen nicht auf ein Wissenschaftsfaktum rückbezogen wurde und seine Ausführungen in Sachen Kunst unter dem „Odium der Beliebigkeit“ (475) litten. Umstritten ist bis heute, warum Cohens System der Philosophie ein Torso geblieben ist. Denn der vierte Systemteil, die Psychologie, die als übergreifende Einheit der drei Kul-

turbereiche konzipiert war, blieb unpubliziert. Statt dessen wandte sich Cohen nach seinem Weggang von Marburg verstärkt religionsphilosophischen Fragen zu.

Was Natorps Publikationen im Gegensatz zu den Publikationen Cohens auszeichnete, war ihre leichte Lesbarkeit. Daher trug Natorp durch seine Veröffentlichungen wesentlich zur Verbreitung des Gedankenguts des Marburger Neukantianismus bei. Seinen größten Erfolg erzielte er mit der Abhandlung ‚Platons Ideenlehre‘, die freilich auch auf heftigen Widerstand in der Fachwelt stieß, weil er unter der platonischen Idee nicht etwa eine metaphysische Entität verstand, sondern die platonische Idee als Vorläufer des modernen Naturgesetzes deutete. Auch die Sozialpädagogik, in der Natorp nicht nur der Erziehungswissenschaft eine umfassende Grundlage gab, sondern auch für eine „Sozialreform im Geist Kants und Pestalozzis“ (475) plädierte, fand breite Resonanz. Darüber hinaus hat Natorp sich in einer Fülle von Publikationen zu pädagogischen und gesellschaftspolitischen Fragen geäußert, die oft heftige Reaktionen hervorriefen. Vor allem verübte man Natorp sein sozialpolitisches Engagement, das auf eine „friedliche Reform der Wilhelminischen Klassengesellschaft“ (352) zielte. – Politisch standen Cohen und Natorp „bei aller Sympathie für die Sozialdemokratie im Lager des Linksliberalismus“ (476). Mit einem atheistischen Sozialismus hatten sie nichts im Sinne, „weil ihnen die Fundierung der Ethik ohne Bezugnahme auf die Gottesidee unmöglich erschien“ (ebd.). Zudem ließ sich die von der Sozialdemokratie vertretene materialistische und deterministische Geschichtsphilosophie nicht mit dem kritischen Idealismus vereinbaren, den Cohen und Natorp propagierten.

Ungeachtet seiner wachsenden internationalen Reputation geriet der Marburger Neukantianismus schon im ersten Dezennium unseres Jahrhunderts zunehmend in eine „wissenschaftspolitische Isolierung“ (ebd.), was daran deutlich wurde, daß seine Anhänger bei Lehrstuhlvakanzen keine Berücksichtigung fanden. Außerdem stieß er auch an der Marburger Universität selbst auf beträchtliche Widerstände. Man nahm nicht nur Anstoß an Cohens normativen Aussagen über die Naturwissenschaften, sondern sah in der Dominanz des Neukantianismus auch den Hauptgrund dafür, daß die Institutionalisierung des Fachs Psychologie in Marburg nur schleppend vorankam. Im Zusammenhang mit Cohens Emeritierung kam es zum Eklat, als die Mehrheit der Philosophischen Fakultät sich nicht für Cassirer, sondern für den Experimentalpsychologen Jaensch als Cohens Nachfolger entschied und das Kultusministerium trotz heftiger öffentlicher Proteste diesem Fakultätsvorschlag folgte. Diese Entwicklung war teilweise selbstverschuldet. Denn Cohen und Natorp zeigten gegenüber jungen Kollegen, die sich in Marburg habilitierten und abweichende philosophische Ansätze vertraten, „ein hohes Maß an Berührungsangst und Intoleranz“ (353) und manövrierten sich daher selbst innerhalb der Philosophischen Fakultät in eine isolierte Position. – Gleichzeitig spielte bei der Nichtberufung Cassirers als Nachfolger Cohens auch der „Antisemitismus der Hochschullehrerschaft“ (477) eine Rolle, mit dem sich Cohen schon früh, nämlich 1880, anläßlich des Berliner Antisemitismustreits konfrontiert sah. Erwies sich in diesem Zusammenhang der bekannte Historiker von Treitschke als „verbohrrer Judenhasser“, so machte in Marburg der Spätidealist Julius Bergmann, der ebenfalls ein „ausgesprochener Judenfeind“ (ebd.) war, Cohen das Leben schwer. Von daher wird es verständlich, daß Cohen, der anfangs von seinen Glaubensgenossen die „weitestmögliche Assimilation“ (ebd.) gefordert hatte, im Laufe seines Lebens „zum glühenden Befürworter der jüdischen Religiosität“ (478) wurde. Bei Cassirer, dessen Habilitation trotz exzellenter Qualifikation in Marburg nicht durchsetzbar war und der auch in Berlin nur dank eines Machtworts des greisen Dilthey die *venia legendi* erhielt und zudem erst 1919 an die neugegründete Universität Hamburg als Ordinarius für Philosophie berufen wurde, lagen die Dinge insofern etwas anders, als er sich am Humanitätsideal der deutschen Klassik orientierte. Das bedeutete freilich nicht, daß nicht auch er sich gezwungen sah, Farbe zu bekennen. So setzte er sich kritisch mit der völkischen Kantdeutung Bauchs auseinander und betonte „die Reinheit des jüdischen Monotheismus“, wenn auch diesem Religionsbekenntnis „niemals existentielle Bedeutung zukam“ (ebd.).

Mit Cohens Weggang von Marburg im Jahre 1912 begann der Niedergang des von ihm maßgeblich geprägten Marburger Neukantianismus als philosophischer Arbeitsgemeinschaft. Nicht nur Hartmann und Heimsoeth gingen eigene Wege, weil sie die er-

kenntniskritische Fixierung der Philosophie als eine inhaltliche Verengung ablehnten, auch Natorp und Cassirer gingen über den von Cohen entworfenen Theorierahmen hinaus. Natorp publizierte bereits im Jahre 1912 eine ‚Allgemeine Psychologie‘, in deren Mittelpunkt nicht etwa wie bislang bei den Untersuchungen der Marburger Schule ein Wissenschaftsfaktum stand, sondern die Deskription der Bewußtseinsinhalte. Faktisch bedeutete dies „nichts Geringeres als die Restitution des subjektiven Faktors für die Erkenntniskritik“ (465f.). Zugleich war damit eine philosophische Wende eingeläutet, die freilich von den Zeitgenossen nicht als solche erkannt wurde, da Natorp darauf verzichtete, eine definitive Abgrenzung seiner Überlegungen von der Cohenschen Erkenntnislogik vorzunehmen. Die weitere systematische Umorientierung wurde zunächst durch die Kriegereignisse unterbrochen, angesichts derer Natorp zum ‚Künder des deutschen Wesens‘ wurde. Nach dem Krieg unternahm er den Versuch, den kritischen Idealismus zu einer ‚Allgemeinen Logik‘ zu erweitern. Ihren Niederschlag fanden diese Bemühungen in den ‚Vorlesungen über praktische Philosophie‘ und in der ‚Philosophische(n) Systematik‘, in deren Mittelpunkt der Gedanke der ‚Poiesis‘ stand. Als konstitutionellen Fehler der Cohenschen Lehre sah es Natorp nunmehr an, daß Cohen von der Voraussetzung ausging, die Hauptprovinzen des Geistes lägen in sicherer Abgrenzung vor. Was Natorps Spätphilosophie freilich mit Cohens Spätphilosophie verband, war die Hinwendung zu einem positiven Religionsverständnis. Natorps Spätwerk „schlichtweg dem Lager der ‚neuen Metaphysik‘ zuzuordnen“, würde freilich dessen Komplexität „schwerlich gerecht“, vielmehr ist davon auszugehen, daß sich in ihm „erkenntniskritische, prinzipientheoretische und metaphysische Reflexionen zu einem begrifflich kaum eindeutig fixierbaren Ganzen“ (462) verbinden. – Läßt sich Natorps Spätwerk als eine „metaphysisch zumindest unterlegte Philosophie“ interpretieren, so ist „bei Hartmann und Heimsoeth die Wende zur Metaphysik evident“ (480). Hartmann versucht in seinen ‚Grundzüge(n) einer Metaphysik der Erkenntnis‘, mittels einer Ontologie der Erkenntnis die Metaphysik auf einem höheren Reflexionsniveau zu rehabilitieren. Heimsoeth hingegen deutete in seinem Werk ‚Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik‘ die europäische Philosophiegeschichte als die Geschichte metaphysischer Probleme. – Schließlich ging auch Cohens Meisterschüler Cassirer zu Beginn der Weimarer Republik eigene Wege. Seine Schrift zur Einsteinschen Relativitätstheorie unterstrich „die symbolische Dimension physikalischer Erkenntnis“ (468). Seine ‚Philosophie der symbolischen Formen‘ zielte auf eine „Erkenntnistheorie der Geisteswissenschaften, welche die Bedeutung der Subjektivität eingehend berücksichtig(t)e“ (451). In ausdrücklicher Abgrenzung von Cohen nahm er „die Grundfragen der Sprache als systematisch unabhängigen Gegenstand in den Blick“ und vertrat die These, „die ‚Kritik der Vernunft‘ müsse als ‚Kritik der Kultur‘ aufgefaßt werden“ (ebd.). Faktisch bedeutete seine Sprachtheorie „den Abschied von der Cohenschen Ursprungslogik“ (452). Denn gerade, weil er die sprachliche Vergegenwärtigung des Ursprungs nicht für möglich hielt, konzipierte er „eine ‚Philosophie der symbolischen Formen‘, die auf den Anspruch philosophischer Letztbegründung verzichtete, jedoch den hermeneutischen Grundzug menschlicher Erkenntnis scharf herausarbeitete“ (ebd.). – Als Fazit bleibt: „Die Marburger Schule hatte seit Cohens Tod nur noch ein Schattendasein geführt. Cassirer und Natorp bekannten sich zwar formal zu ihr, fühlten sich aber den Grundsätzen des kritischen Idealismus lediglich bedingt verbunden. Im Oeuvre der weniger bekannten Neukantianer wie Kinkel wurde hingegen das ‚Wort des Meisters‘ nur noch epigonal tradiert. Spätestens mit Natorps Ableben 1924 hörten die Theoreme des Marburger Neukantianismus auf, von der akademischen Philosophie ernst genommen zu werden. Wenn sie dennoch bis 1933 im philosophischen Diskurs immer wieder beschworen wurden, dann deshalb, weil sie sich aufgrund ihrer strengen Systematik als Folie für die Entwicklung neuartiger Gedanken trefflich eigneten. Als lebendige Gemeinschaft hatte die ‚Marburger Schule‘ das deutsche Kaiserreich nicht überlebt“ (462).

Das mag als Überblick über S.s Untersuchung genügen, die sich zum Ziel gesetzt hat, „die Faktizität geschichtlicher Vorgänge verstehend zu beschreiben“ (481) und auf diese Weise eine Antwort auf die Frage nach Aufstieg und Niedergang des Marburger Neukantianismus zu finden. Was man S.s Studie sicher bescheinigen kann, ist, daß sie das Bild des Marburger Neukantianismus in mancher Hinsicht zu komplettieren vermag, da

sie auf „die historischen Rahmenbedingungen seiner Wirksamkeit“ (6) reflektiert. Ein Blick auf den Anmerkungsteil der Arbeit zeigt, daß der Autor die einschlägige philosophiehistorische Literatur in reichem Maße konsultiert und auch kritisch ausgewertet hat. So unterstreicht er etwa den „Pioniercharakter von Köhns Studie“ (18) und merkt doch gleichzeitig an, die von Köhns festgestellte ‚idealistische Wende‘ der deutschen Universitätsphilosophie in den Jahren 1878/79 sei „nicht geeignet, den Wandel in Cohens philosophischen Ansichten zu erklären“ (346). Desgleichen weist er mit Recht auf die Einseitigkeiten von Jegelkas Natorp-Studie hin, bei dem er eine „fehlende Quellenkritik“ und eine „apodiktische Gedankenführung“ (23) moniert, und selbst bei den „sonst so ergiebigen Untersuchungen von Holzhey“ (476), macht er bei der Diskussion der politischen Reformvorstellungen der Marburger Schule Defizite aus. Trotz dieser umsichtigen und durchaus nicht unkritischen Einbeziehung der Neukantianismuskritik der letzten Jahre bleibt das Selbstverständnis der Studie, wie S. selbst sagt, „deziidiert historisch“ (18). Entsprechend dominiert in der Darstellung auch der Historiker, der eine Fülle von Details zur Geschichte des Marburger Neukantianismus beizusteuern vermag, und bei der Suche nach „historischen Determinanten“ (12) von dessen Entwicklung den Bereich der reinen Ideengeschichte überschreitet. Die Anwendung der historisch-kritischen Methode auf den Marburger Neukantianismus hat freilich auch ihren Preis. Denn sie hat zur Folge, daß gegenüber dem im Vordergrund stehenden Problem der historischen Situierung des Marburger Neukantianismus Fragen von dessen „philosophische(r) Interpretation und Bewertung... zurück (treten)“ (18) müssen. Daher spricht S. auch zu Recht nicht etwa von einer philosophie-historischen, sondern von einer „historische(n) Gesamtdarstellung des Marburger Neukantianismus“ (19), die er mit der vorliegenden Untersuchung intendiert. Bei allem Erhellenden, das S.s Untersuchung über die historische Gestalt der neukantianischen Philosophie Marburger Provenienz zutage fördert, wird man doch sagen müssen: Gewisse Probleme, die sie bewußt ausspart, harren nach wie vor der Bearbeitung. S. selbst verweist mit Recht darauf hin, daß die Bedeutung, die dem Neukantianismus als einem europäische Phänomen zukommt, „noch nicht hinreichend ausgelotet“ (15) sei. Wichtiger scheint noch eine andere Frage, die S. im Vorwort seiner Untersuchung ebenfalls anspricht. Dort ist nicht nur von einer „sich anbahnenden Reaktualisierung neukantianischer Theoreme“ (5) die Rede und davon, daß das ausgehende 20. Jahrhundert philosophische Renaissancen zu begünstigen schein, sondern dort findet sich auch folgender Hinweis auf die aktuelle Problemlage der Philosophie: „Eine philosophische Postmoderne, zu deren Programm es gehört, sich selbstreflexiv und spielerisch auf den Begriff zu bringen, ringt angesichts weltweit ungelöster Probleme erneut um jene normativen Horizonte, die den neukantianischen Denkern selbstverständlich waren“ (ebd.). Die Neukantianismusforschung kommt nicht an der Klärung der Frage vorbei, ob und wenn ja in welchem Umfang der Neukantianismus Argumente zur Stützung jener normativen Horizonte bereitzustellen vermag, sie kann sich also anders, als das dem rein deskriptiv verfahrenen Historiker möglich ist, nicht mit der Auskunft begnügen: „Ob die Theoreme der ‚Marburger Schule‘ in der philosophischen Diskussion wieder zu Ehren kommen, kann nur die Zukunft zeigen“ (481).

H.-L. OLLIG S. J.

WUCHTERL, KURT, *Bausteine zu einer Geschichte der Philosophie im 20. Jahrhundert*. Von Husserl zu Heidegger. Eine Auswahl (UTB Große Reihe 8095). Bern u. a.: Haupt 1995. 504 S.

Im Blick auf die Tatsache, daß das ausgehende Jahrhundert in den nächsten Jahren zu einer Reihe von Versuchen führen wird, „die genaueren Konturen einer Geschichte der Philosophie im 20. Jahrhundert zu zeichnen“, möchte der Autor „einige Bausteine für ein solches Unternehmen bereitstellen“ (13), wobei er mit der von ihm getroffenen Auswahl weder einen Anspruch auf Vollständigkeit noch normative Absichten verbindet. Faktisch beschränkt er sich auf eine Darstellung der deutschsprachigen Philosophie in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, wobei er, wie schon der Untertitel deutlich macht, einen Bogen zu schlagen sucht von Husserl zu Heidegger. Den Versuch, die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts als Epochenabschnitt darzustellen, hat für ihn von daher